

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

47 (25.2.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 17

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 17. Karlsruhe, Donnerstag den 25. Februar 1909. 29. Jahrgang.

Deutschland und Amerika.

Ein Vergleich von Adolf Seyner.

(Fortsetzung.)

In Europa hielt man es ehemals anders: die Kinder hatten zu schweigen, Weisheit war das Monopol der Alten; und diese herrschten um so autoritatlicher, je weniger vom Weltgetriebe sie wußten.

Sannern und Klagen über die Verderbtheit der Nachkommenschaft, welche ihre eigenen Wege gehen wollte, stand auf der Tagesordnung aller geselligen Unterhaltung der Bejahrten und war zuzufügen eine ihrer Lieblingsempfehlungsarten bei jeder passenden oder auch unpassenden Gelegenheit. Das war immer so gewesen.

Die Tyrannen der Alten in Deutschland hat nun dem endlich erwachten Selbstbewußtsein der Jungen weichen müssen — und so ist denn ihr Heimatland ein wesentlich anderes, ein schöneres, als das der früheren Generation. Was hat nun in Deutschland die Allein herrschaft des Greisenalters gebrochen, beziehentlich das Erwachen des Selbstbewußtseins der Jugend gefördert?

Antiklerikalismus und weiter ausbauend sind da sicherlich gewesen, das amerikanische Beispiel im großen ganzen, und speziell der Eintritt der Frau ins Erwerbsleben und in die Berufsarbeit; der sozialdemokratische Geist, welcher in erster Linie an die Jugend sich wendet; der industrielle Aufschwung durch welchen jugendliche Kräfte in vorher nicht gekanntem Maße zur Geltung gelangten und schließlich die verbesserte Volksbildung.

So kann man zu dem Schlusse kommen, daß es für einen Deutschamerikaner von freibeitlicher Tendenz heute leichter ist, als es ehemals war, im Reiche sich wieder einzuleben — insbesondere wenn die Mängel der kommunalen Verwaltung in amerikanischen Großstädten ihm unheilbar erscheinen, oder die bis zum Ausschand, zum Teile sogar bis zum Theaterverbot sich erstreckende amerikanische Sabbatstrenge und die in vielen Staaten der Union grassierende Epidemie des Abstammungsbezugs. Prohibitionsfanatismus die Gemütslichkeit ihm verbirbt.

Es gibt noch eine Anzahl anderer, sehr unliebsamer Dinge, die einem Deutschen den Aufenthalt dort verleiden mögen. Mehr als einer, der drüben nur leben und genießen wollte, ohne mitzutaten, lehrte „amerikanische“ Jurid. Wer jedoch von tiefen Affektionen freibleib, weil er, wenn auch in sehr bescheidenem Maße nur — als einer unter Hunderttausenden — am Reformwerte mitzuarbeiten, die Entwicklung der Dinge und vielfache Vessierungssymptome zu beobachten in der Lage war, wird bei aller freudigen und herzlichsten Anerkennung des vielen Schönen, und Guten, das Deutschland dem Auge und Geist bietet, gern den Mühen sich unterziehen wollen, die mit amerikanischer gemeinnütziger wie Erwerbsarbeit verknüpft sind — der mannigfachen ästhetischen Entbehrungen ungeachtet, die ein gebildeter Deutscher dort sich auszerlegen hat.

Es mag schwer halten, einem, der über die Reichsgrenzen nie hinausgekommen ist, die eigentliche und wahre Attraktionskraft Amerikas völlig überzeugend zu erklären.

Der Hauptvorzug des transatlantischen großen Freistaates besteht in seiner (alle ihm innewohnenden) Mängel überwiegender) Eigenschaft im Individuum das Gefühl der Menschenwürde zu erhöhen. Die Selbstachtung des Mannes, der Frau, des Kindes steigt durch das Bewußtsein, daß jedermann ihr Menschentum zu respektieren gewillt ist. Das (durch allgemein gegenseitige Achtung des Menschentums) im Individuum erzeugte Selbstgefühl erhöht seine Menschenwürde. Selbstachtung — gestützt auf das Bewußtsein von der Anerkennung unseres Menschentums durch alle anderen und berechtigt durch unsere dementsprechende gleichartige Gesinnung und Haltung gegen alle anderen — das Selbstbewußtsein unserer Menschenwürde ist schließlich das wesentlichste unter den

Bedingungen rationalen Lebens; es verleiht Stärke im Kampfe. Mut im Leiden und verdoppelt die Freuden.

Ist nun auch das Weien der Rang- und Klassenunterschiede im bürgerlichen und kleinadligen Teile Deutschlands jetzt ein wenig gemildert, seitdem das Selbstbewußtsein durch Zurgeltunggelangen der Jugend sich gehoben hat — die politischen Formen einer (zum Teil noch feudalen) Militärmonarchie bedingen dennoch für das individuelle Selbstgefühl eine scharf bestimmte Grenze mit unverschieblichem Haltgebote.

Unter diesem Gesichtspunkte führt auch der Geringvermittelte ein schöneres, weil freieres Dasein draußen; wenn auch in der großen Masse von seinesgleichen, wie von Begleiterten, verschwindend, behält er in der Regel das Gefühl seines Ichs — im Maße schwerer Arbeit selbst. Mit Ausnahme der „höheren Regionen“ beschränkt sich der soziale Unterschied (im strengerem Sinne) zwischen Angestellten und Beschäftigten auf die Wert- oder Geschäftsstelle und auch dort ist das Benehmen des Untergebenen, bei aller Artigkeit, in der Regel devotionsfrei. Es gibt natürlich auch Probenplätze und monopolistische Betriebe, deren Leiter (Manager, Superintendenden) die komischen Lebermütspurzelbäume schlagen oder harter Rücksichtslosigkeit sich schuldig machen. Im allgemeinen jedoch befreit sich der amerikanische „Bos“ (Firmeninhaber) noch traditionellen, stolzeigen Betragens in Behandlung der von ihm abhängigen Arbeits- oder Bedienungsmannschaft — zumindest in „Friedenszeiten“; Streiks und Boykotts ändern freilich manches in Stimmung und Ausdruck nicht gar selten.

Das ethische Besserbefinden des amerikanischen Arbeiters gegenüber dem deutschen steht daher für mich auch heute noch außer Zweifel.

Ich spreche hier — wohl gemerkt — vom „ethischen“ Besserbefinden nur; Kritik des materiellen würde eine besondere Abhandlung erfordern.

Am deutlichsten illustriert sich meine Ansicht an der Arbeiterfrau. Es gibt z. B. in Amerika (von frisch Eingewanderten als Ausnahme abgesehen) keine Proletarierin, die ihrem Manne oder Bruder die Stiefel putzt. Wer nicht Geld genug hat für fremde Bedienung, ist sein eigener Stiefelpußer; der Frau oder erwachsenen Tochter wird nicht zugemutet, des Mannes oder Vaters Schuhe zu reinigen. Andererseits aber scheuert die Frau oder Tochter eines Mannes, dessen knappe Einkommen zum Mieten von Dienstpersonal nicht ausreicht, die Steintreppen vor ihrem Hause und bleibt dabei eine „Lady“ in des Wortes voller Bedeutung.

Witten in Beantwortung meiner Themafrage gewahre ich erst die Schwierigkeiten einigermaßen befriedigender Erfüllung meiner Aufgabe. Zunächst erinnere ich mich des alten und zum Teil wohlberechtigten Vorurteils gegen diesbezügliche Auskünfte deutschamerikanischer Besuchreisenden; denn es gibt noch immer deren zu viele, die auf Münchhausens Konto sich gütlich tun. Erst kürzlich erzählte mir eine Dame:

„Mich besuchte vor mehreren Wochen ein Deutscher aus Newyork; ein herzlich ungebildeter Mann, dem es drüben rasch geglückt ist, zu Wohlstand zu gelangen. Beim Anblick unseres Klaviers sagte er: „Meine Tochter hat ein Piano, das sollten Sie sehen! Es ist etwas ganz anderes! Bei Tage spielt sie drauf, bei Nacht schläft sie drin.“

Das ist ein nach der anderen Seite bilden die zahlreichen amerikafeindlichen Berichte und Notizen in deutschen Blättern; sie kommen von Korrespondenten, die entweder erst kürzlich nach Newyork verschlagen wurden, also von Land und Leuten nichts wissen und aufs Geratewohl drauflos schreiben oder als eingeseickte Monarchisten konservativer Gesinnung die Republik, in der sie ihre letzte Zuflucht fanden, hassen, oder es sind Spasmacher am unretlichen Plage, die im extrabaganten Frauengimmer des fassonablen Ringeltangels, in der verdammerberlichen

Beherrschung vollzogen werden. Sie könnte sonst leicht in den Augen des Kindes den Charakter der Wiedervergeltung annehmen. Kinder merken das sehr wohl und empfangen eine solche Strafe mit Trotz, verbissenem Grimm oder dem Gefühl, der Leibteige und unterdrückte Teil zu sein.

Das Zahnen der Kinder verursacht der besorgten Mutter oft unnütze Angst. Die Hitze des Zahnefleisches ist durch den lebhaftesten Blutandrang bedingt. Es ist deshalb Sorge zu tragen, die Hitze zu mildern. Man erreicht dies durch Einwickeln der Weine mit nassen, gut ausgewundenen Keinen. Statt der sonst üblichen Weidenwurzel oder dem Kauringe kann man auch ein Stück Zwieback oder Brotkruste geben.

Literatur.

Ein seltsames Romadentum im modernen Landwirtschaftsbetriebe, das zu der Sehaftigkeit der Landwirte in einem überraschenden Gegenfatz zu stehen scheint, herrscht in der Gemeinde Glandolin im Eifischthal des Kantons Wallis in der Schweiz. Der Gemeinde gehören sechs einzelne Ortschaften, die von 580 Metz: bis 2300 Meter hoch in den Alpen liegen und in Sommerdörfer und Winterdörfer eingeteilt sind, die von den Gemeindegliedern im Umherwandern bewirtschaftet werden, sobald die Eigentümern der verschiedenen Bodenlagen in zielbewusster Weise überall ausgenutzt wird. Ein fesselndes Bild dieses landwirtschaftlichen Wanderbetriebes entwirft Regierungsrat Dr. O. Appel von der Kaiserl. Biologischen Anstalt zu Dahlen in seiner hochinteressanten Abhandlung über die Entwicklung der Landwirtschaft, die Hans Praemer in seinem neuen populärwissenschaftlichen Monumentalwerke „Der Mensch und die Erde“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W., Lieferung 80 Pf.) veröffentlicht.

Sieben erschien: Gemeinde und Alkohol. Von E. Mehlisch-Stettin. 1. bis 6. Tausend. 52 Seiten Oktav. Preis 25 Pf. In besserer Ausstattung 1 Mk. Verlag: Deutscher Arbeiter-Abteilungen-Bund, Joh. Michaelis, Berlin O. 17, Langestr. 11.

Der Verfasser schreibt in seinem Vorwort: „So bedeutet der Alkoholismus nicht nur einen Feind des Arbeiters schlechthin, sondern auch ein gefährliches Hindernis, das sich dem Freiungskampfe der Arbeiterklasse entgegenstellt. Und in dieser Erkenntnis hat sich der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Essen im Jahre 1907 mit der Alkoholfrage beschäftigt und die Notwendigkeit der Bekämpfung des Alkoholismus anerkannt. Auch ausländische Partei- und Gewerkschaftsorganisationen haben sich in diesem Sinne offiziell geäußert. Hat aber die moderne Arbeiterbewegung erst einmal erkannt, daß der Kampf gegen die Alkoholfuge für sie zu einer dringenden Notwendigkeit geworden ist, dann erwächst ihr auch die unabweisbare Pflicht, alle Positionen, die sie in ihrem Ringen um politische Macht und wirtschaftlichen Einfluß erobert, auch zur Bekämpfung des Alkoholismus auszunutzen. Diese Gelegenheit bietet sich im Reich, in Staat und Gemeinde. . . . Hier soll dieses Büchlein einspringen, das allen denjenigen ein Führer sein will, die die Notwendigkeit der Bekämpfung des Alkoholismus durch die Gemeinden anerkennen und denen die Zeit zu einem eingehenden Studium der heute schon recht umfangreichen Antialkoholliteratur fehlt.“ Wir können das Büchlein unseren Genossen zum Studium nur empfehlen.

Gibt es einen Gott? Diese Frage beschäftigt stets so viele Menschen, daß alle Vorträge und Publikationen, die sich mit diesem Thema beschäftigen, des größten Interesses teilhaftig werden. Das war namentlich der Fall mit dem von Pfarrer Pflüger gehaltenen Vortrag über seine Stellung zum Freidenkertum, welcher zu der Kontroverse mit dem Freidenkertverein Zürich führte.

Auf vielfach geäußerten Wunsch wurde der Vortrag gedruckt und liegt nun vor, sodas sich jedermann ein Urteil über wahres und vermeintliches Freidenkertum bilden kann. Denn im Grunde genommen handelt es sich bei dem zwischen Pflüger und den Züricher Freidenkern entstandenen Streit nur um diese Kernfrage. Pflüger ist selbst Freidenker und begründet dies in seinem Vortrage in meisterhafter Weise.

Die Broschüre ist zu 30 Cts. durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie vom Verlag der Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins, obere Kirchgasse 17, Zürich 1, welcher dieselbe gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken portofrei zusendet.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Im Kampfe gegen den Bühnenverein steht Frankfurt a. M. voran. Der Aufsichtsrat der dortigen Theater-Aktiengesellschaft hat im Einverständnis mit den Magistratskommissaren den Beschluß gefaßt, die Beschlüsse des Deutschen Bühnenvereins vom 30. Januar nicht zu billigen und ihnen keine Folge zu geben. In der Begründung dieses bemerkenswerten Beschlusses heißt es: Der Aufsichtsrat der Frankfurter Theater-Aktiengesellschaft hat die Ueberzeugung gewonnen, daß die Beschlüsse des Bühnenvereins eine Aenderung seiner Statuten sind. Da aber die Verträge mit den Künstlern auf den Statuten des Bühnenvereins basieren, würde sich die Theater-Aktiengesellschaft, wenn sie dem Beschlüsse des Bühnenvereins beiträte, den Künstlern gegenüber vertragsbrüchig machen. Die Theater-Aktiengesellschaft lehnt es ab, dies zu tun, und anerkennt ausdrücklich die Paragraphen der Verträge, die vom Schiedsgericht und der Verpflichtung zum monatlichen Abzug der genossenschaftlichen Beiträge handeln. Vor allem aber ist der Aufsichtsrat von der Erwägung geleitet, daß die Beschlüsse des Bühnenvereins und seine Repräsentanten nicht den heutigen sozialpolitischen Anschauungen, insbesondere auch nicht denen der Stadt Frankfurt und seiner Bewohner entsprechen, wie sie auch den persönlichen Anschauungen der Mitglieder des Aufsichtsrats zuwiderlaufen. Der Aufsichtsrat spricht die Erwartung aus, daß der Bühnenverein Anlaß finden werde, seine Beschlüsse vom 30. Januar 1909 abzuändern und zu einer Verständigung mit der Genossenschaft zu gelangen.

Zu der Protesterklärung, die, wie gemeldet, der Frankfurter Ortsverband der Bühnengenossenschaft gegen das Vorgehen des Bühnenvereins beschlossen hat, sind beim Frankfurter Obmannen Zustimmungstelegramme von zahlreichen Mitgliedern folgender Bühnen eingelaufen: Schillertheater, Neues Operettentheater und Hebbeltheater in Berlin, Stadttheater in Bromberg, F r e i b u r g i. B., Stettin, Kärnten, Halle, Köln, Leipzig, Elberfeld und Brunn, Hoftheater in Mannheim, Hofoper und Deutsches Volkstheater in Wien, Schauspielhaus in Breslau, Bellevue-Theater in Stettin. Es werden zweifellos auch noch von anderen Bühnen Zustimmungserklärungen erfolgen.

„Die Brautfahrt“. Im Hoftheater zu Kassel wurde das von Henriette Klara v. Förster verfaßte romantische Verspiel „Brautfahrt“ von einem Teile des Publikums ausgepiffen. Auch die Kritik lehnt das Stück ab. Es schildert die Brautwerbung des schwedischen Königs Gustav Adolf um die brandenburgische Prinzessin Eleonore. Nicht weniger als 31 Personen treten in dem Stück auf.

Medizinisches.

Raupe im Darm. Zu letzter Zeit sind verschiedene Fälle veröffentlicht, in denen sich die Fliegenlarven im menschlichen Körper entwickelt haben oder in ihn hineingelangt waren. Daß aber auch andere Larvenformen gelegentlich in den Darm des Menschen gelangen können, geht aus einem Bericht von Dr. Adernann in der „Deutschen Medizin. Wochenschrift“ hervor. Es handelte sich um die Raupe des Schmetterlings Aglossa pinguinalis. Man muß annehmen, daß sie sich in der Mutter befunden hat und mit dem Essen in den Magen bzw. Darm des 1/2-jährigen Knaben gelangt ist. Trotz des außergewöhnlichen Aufenthalts entwickelte sich die Raupe weiter, wobei sie in ihren Weinen passende Werkzeuge zum Festhalten an der glatten Darmwand besaß. Nur die Färbung wurde bei diesem ungewöhnlichen Aufenthalt verändert, denn sie war heller als sonst. Der Magen- und Darmsaft hatte sie nicht zum Absterben bringen können, weil gerade die Larven im Darm eine große Lebensfähigkeit entfalten. Zu besonderen Erkrankungen scheinen derartige Einwanderungen keine Veranlassung zu geben.

Ratgeber.

Kinderpflege und -Erziehung.

Zur Kindererziehung. Wie soll man Kinder strafen? Die Strafe muß der geistigen Anlage und dem Temperamente des Kindes angemessen sein. Ein lebhaftes, leicht erregbares Kind wird man mit mehr Vorsicht strafen müssen, als ein phlegmatisches. Ein aufgewecktes Kind straft schon ein strenger Blick mehr, als eine schwere Drohung ein milder begabtes. Auch sei man ja vorsichtig mit dem Maß der Strafe; sie richte sich immer nach der Größe der Schuld, niemals nach der persönlichen Stimmung des Strafenden. Jede Züchtigung muß mit der Selbst-

Müßiggängerin der Rennsport-Saute volke oder einem leichtsinnigen und talentlosen Mitgliede der Millionairen-creme den „amerikanischen Frauentypus“ entdecken und diesen dann als den dunkelsten aller Giede „Dollariaris“ zeichnen. Seinen Kritikern mißfällt in den Vereinigten Staaten nicht weniger als in Europa, weil ihrer Einbildung nach, Kolumbia genau nach Germanias Schnitt geformt sein müßte, während die Amerikaner, wie jede Nation, ihre Eigenart behalten wollen. Für diesen Eigensinn wurden die „Yankees“ von Korrespondenten deutscher Blätter „Barbaren“ geheißen. Was an kulturellen Fortschritten in Amerika sich vollzieht, erfährt das deutsche Volk meistenteils durch Vermittlung der Regierungsorgane: Berichte der Delegationen, die zum Studium gewisser Zweige der öffentlichen oder der industriellen Betätigung hinübergeleitet werden.

Allerdings bietet Amerika viel zu viel Stoff des Genres „Skandalosa“ (Scheidung nach mörderischem Vorfall) für die Unterhaltung. Schließlich aber ist es in seiner Totalität nicht so entzücklich, wie eine „abgehackte Hand“ oder gar 600 Fälle von Soldatenmißhandlungen in einer einzigen Kriegsgerichtsverhandlung.

(Schluß folgt.)

Urkundenfälscher, Betrüger, Erpresser

(Aus meiner Schulzeit.)

Ich befand mich in einer Mittelschule, an welcher der Vater eines meiner Mitschüler deshalb strafverurteilt werden mußte, weil er — selbst an der Anstalt als Professor angestellt — die lateinischen Stilaufgaben seines Sohnes nachträglich verbesserte, um so seinem Sohne eine bessere Note zu sichern. Zum besseren Verständnis sei bemerkt, daß die Hefte bereits in den Besitz des betreffenden Fachlehrers übergegangen waren und der Professor eine günstige Gelegenheit abpaßte, um nachträgliche Änderungen vorzunehmen. Die Anforderungen und die Ueberlastung mit Hausaufgaben usw. waren derart, daß man nur mit Zug und Trug denselben einigermaßen gerecht werden konnte. Die unmoralischen Mittel wurden system- und planmäßig angewandt und es gab keinen Schüler, dessen Ehrgefühl sich auflehnte, sich ihrer zu bedienen. Eine fürchterliche Nervosität hatte sich der ganzen Klasse bemächtigt. Da fanden z. B. 3 bis 4 Probeaufgaben in Algebra, Deutsch, Französisch usw. an einem Tage statt und lediglich nur nach dem Ausfall dieser Stile, Exercices, Leçons und wie die Dinger alle heißen, wurde der Schüler beurteilt. Dabei nahmen die verschiedenen Nebenfächer, wie Zeichnen, Geschichte, Naturgeschichte, Physik, Chemie die „freie“ Zeit des Schülers vollständig in Anspruch.

„Der Maier trägt die Stilhefte zu mir nach Hause“, befahl der Herr Professor. Nach Beerdigung des Unterrichts begab sich Maier auf den Schulabort, zog ein flüssiges Tinte aus der Tasche und korrigierte seinen Stil. Das war ganz selbstverständlich. Die Mitschüler wußten dies auch und machten an Maier so lange Erpressungsversuche, bis er ihnen die nachträgliche Korrektur ebenfalls gestattete. Damit die Sache nicht aufhalte, mußte bei der großen Zahl der Schüler abgewechselt werden. Diese Woche wurde die Korrektur den ersten zehn nach dem Alphabet gewährt, die andere Woche kam der Rest daran usw.

Im Englischen bestand das Null- und Strichsystem. Eine richtige Uebersetzung wurde im mündlichen Unterricht mit einem 0 belohnt, die fehlerhafte mit einem /. Es ergaben dann:

||||| die Note säklegt,

||||0 „ „ ungenügend,

|||00 „ „ hinlänglich,

||000 „ „ ziemlich gut,

|0000 „ „ gut,

00000 „ „ sehr gut.

Die Liste führte ein kleiner Knirps, der Erste der Klasse. Mein Freund Karl hatte einmal alle Auslicht, bei einem Schuljahrswechsel die Note ungenügend zu bekommen und sich damit eine Nachprüfung anzuziehen bezw.

in der Klasse sitzen zu bleiben. Mit 50 Pf. „Schmiergeld“ an den Ristenführer rettete er sich die Beförderung in die nächste Klasse und damit ein volles Jahr Schulzeit; der Ristenführer ging auf sein Ansinnen ein und verwandte solange / in 0, bis es zur Note „hinlänglich“ reichte. Karl aber hatte so wenig 50 Pf., um den Ristenführer zu bezahlen, wie ich. Als der „Getreue“ nun kam, um seinen wohlverdienten Lohn zu holen, wußte sich Karl nicht anders zu helfen, als dem Ristenführer mit Anzeige zu drohen, wenn er das Maul nicht halte. Das wirkte.

Es gab viele Mitschüler, die zu Hause strenge kontrolliert wurden. Kamen die Unglücksraben mit einer schlechten Stilnote nach Hause, so setzte es gewaltige Prügel ab, obwohl die Schüler in den meisten Fällen nichts dafür konnten. Was war die Folge? Sie hielten sich zwei Stilhefte, ein echtes und eines für den unvernünftigen, prügelnden Vater. Ich selbst gab so einem unglücklichen Mitschüler aus Mitleid viele „Einier“ und „Zweiier“, das Quartalszeugnis allerdings wurde hie und da zum Verräter.

Unwürdig waren gewisse Disziplinarstrafen. Da erhielt man an den schönsten Sonntagnachmittagen Hausarrest zudiktirt. Dem Delinquenten wurde ein „Hausarrestzettel“ in die Hand gedrückt, den er, vom Vater unterschrieben, wieder vorzeigen mußte. Streit und Zank entstanden in den Familien und eine Tracht Prügel bildete die Zugabe zum Hausarrest. Mein Freund Löwenstein sparte sich diese Unannehmlichkeiten. Er wandte sich zuerst an einen Kommiss seines Vaters, der „ppa“ unterschrieb. Als später der Handlungsbesessene Einwendungen machte, unterschrieb Löwenstein die Zettel selbst. Es gliedte und niemand hatte Argwohn. In der Freude seines Herzens tat er dann auch andern Mitschülern die Gefälligkeit, gegen Zigaretten und Lieferung von „Spizzetteln“.

Im Punkte „Spizzettel“ wurde etwas geleistet. So z. B. wurde im Geschichtsunterricht nichts anderes geschrieben, als die Regierungszeiten (Anfang und Ende) sämtlicher deutscher Kaiser, von Karl dem Großen begonnen, eingebläut. Wöge dem Sünder, der hier nicht Bescheid wußte. Auf einer Federnschachtel hatte ich alle Jahreszahlen kunstvoll aufgeschrieben. Einen ganzen Tag hatte ich dazu verwendet. Bei den vielen Zahlen, die auf dem beschränkten Raume angebracht werden mußten, repräsentierte dieser Spizzetel ein förmliches kalligraphisches Meisterstück. Alle Mitschüler beneideten mich um diesen Apparat. Keinem kam zum Bewußtsein, daß dieser Schwindel moralisch verwerflich sei. Man sah in der Anwendung solcher Mittel nichts anderes, als einen Akt berechtigter Notwehr.

F. F.

Zur Revolution der Menschglieder.

Der Proletarier soll auch in seinen Vergnügungen das Enge, Kleinbürgerliche meiden.

Sehr schön gesagt — aber schlecht auszuführen. Wenn ich Samstag Mittag die Kaiserstraße entlang nach Hause gehe und sehe auf der Elektrischen die Schneeschuhläufer mit ihren „Brettern“ stehen, übermann mich immer die Sehnsucht nach meiner Jugendzeit bezw. meinem Junggesellenstand. Wie fein war es da! Selten verbrachte ich da einen Sonntag in der Residenz, bei jedem Wetter machte ich einen Ausflug in die nähere oder weitere Umgegend von Karlsruhe. Und erst im Winter? Lieber Genosse A. F. 1 du hättest mich oft gerade so treffen können, wie du im Engelberger Tal den Schreiner und Blechner getroffen hast. Brüderlich hätte ich auch mit dir den Inhalt meines Kuckades geteilt. Hätte weidlich mit dir über die simplen Wirtschaftshöcker gescholten, hätte mich aber auch herzlich beteiligt an der dir so eigenen Schilderung der Naturherrlichkeiten.

Durch eine einzige Dummheit meines Lebens machte ich der glücklichen Zeit ein Ende. Zur Ehre meiner Frau sei aber gleich von vornherein gesagt, sie hat diese Dummheit mir noch keinen Augenblick bereuen lassen. Die Wanderungen mußte ich aufgeben. Ich bin kein Wirtschaftshöcker, gehe nur in die Versammlungen und trinke ganz

mäßig, lege heimlich jede Woche etwas in meine „Reisekasse“ und doch kam ich nicht über 5—6 Ausflüge in den Schwarzwald jährlich hinaus. Wie oft sehe ich auf Weierheimer Gemarkung und sehe sehnsüchtig hinüber nach den schneebedeckten Schwarzwaldbergen; Tränen sind mir schon in die Augen gekommen, aber ich muß mich auf die Ettlinger Berge beschränken. Gar oft habe ich mir schon gesagt: „Nächsten Sonntag gehst du auf die Badener Höhe, auf die Hornisgründe usw.“ Ja, die Wochentage lehrten mich eines Andern! Da heißt es: „Das Geld, welches du für die Eisenbahnfahrt ausgibst, können wir zu dem und dem nötiger brauchen. Dieses müssen wir kaufen, jenes müssen wir anschaffen.“ Das Ende vom Lied ist: Ich gehe anstatt auf die Badener Höhe und Hornisgründe auf die Hornklamm, Eßigwiese, Friedrichshöhe usw. Das Unterhaltungsblatt unseres Parteiorgans bringt dann als Ironie des Schicksals immer sehr geschickt einen von so vielen gern gelesenen Artikel aus der Feder des Genossen A. F.

Darin stimme ich unserem Genossen A. F. vollständig zu, wenn er die Arbeiter in Gebirgsgegenden aufrütteln will. Es gibt manchen Arbeiter-Turnverein auch bei uns im Schwarzwald. Genosse A. F. könnte da bei seinen Wanderungen hie und da anklopfen, könnte die Leute auf den gesunden Schneeschuhport aufmerksam machen, könnte Anleitungen geben, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn seine Worte keinen fruchttragenden Boden finden würden. Das so groß angelegte Erziehungswerk des Proletariats kann sehr gut auch auf den Schneeschuhport ausgedehnt werden. Die Jugend muß immer mehr für die Herrlichkeiten der Natur begeistert werden, muß immer mehr dem öden n Wirtschaftslieben entfremdet werden. Das ist auch meine Meinung!

Ein organisierter Arbeiter, der gern wandert.

Epistel an Meyer den Großen.

Es widerstrebt mir, Dich mit dem unglückseligen Namen „Konversations-Lexikon“ anzureben. Kraß er vielleicht auf Dich zu, als Du getauft wurdest, so doch schon lange nicht mehr. Und heute — wo Du zum sechstenmale, völlig verändert und verjüngt, unter uns erscheinst — wirkt er geradezu lächerlich, grotesk! „Unterhaltend“ bist Du ja noch, mehr denn je sogar und im höchsten Maße; aber wer wie Du 150 000 Artikel und 17 000 Abbildungen in sich birgt, würde doch wohl richtiger „Schatzkammer des Wissens“ heißen! Deinem halben Kubikmeter Umfang sieht man freilich nicht an, was alles da drinnen steckt: Kalsperren und Stammtafeln, Schlachthöfe und Altertümer, Mondphasen und Weltmeere, Götter und Dämonen, Könige und Anarchisten, Künstler und Kannibalen! Aber gibt es denn etwas, das man von Dir nicht erfahren könnte? Wem ein Fremdwort unverständlich, eine Ortslage nicht deutlich, ein historisches Datum entfallen, greift nach Dir und das gleiche tut, wer sich über einen verschollenen Dichter, über die Herstellung des Araks, über die Anfänge der Luftschiffahrt oder über Gott weiß was unterrichten will — nie ohne daß Du ihm die gewünschte Auskunft gewährtest! Aber Du tust weit mehr, auch Trost verschaffst Du der leidenden Menschheit. Da ist Müller beispielsweise, der sich seit langem mit der Idee quält, an der Darmfäule zu leiden. Alle Symptome dieser Krankheit scheint er an sich gefunden zu haben. Da fällt Du ihm ein: er schlägt „Darmfäule“ auf und ist beruhigt: „Nur beim Mindvieh...“ Eine Zentnerlast fällt ihm vom Herzen und ein freudiges „Kein Gedanke daran!“ entschlüpft seinen Lippen. Doch hat er nun einmal das Werk vor sich und vertieft sich darein... Er liest und liest und abends am Stammtische stannen die Genossen, was Müller von der „Spektralanalyse“ oder von dem „Kreislauf des Blutes“ zu erzählen weiß. „Müller ist doch ein sehr

*) Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neuarbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 150 000 Artikel und Verweisungen auf 18 593 Seiten Text mit mehr als 18 800 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1525 Illustrationsplatten (darunter 180 Farbendruckplatten und 340 selbständige Kartenbeilagen), sowie 160 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk. oder in Prachtband zu je 12 Mk. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

unterrichteter Mann!“ — Und als wärs lieber, treuer und mitteilbarer Hausfreund erscheinst Du erst, wenn Vater Schmidt der staunenden Familie aus Dir das Neueste vom „Radium“ vorliest oder das „Reichstagsgebäude“ erläutert! Mutter Schmidt nimmt Dich wohl nachher noch einmal vor, um über das „Rittonat“ ein für allemal ins klare zu kommen, Schmidts Sohn, der Quartaner, benutzt die Abwesenheit seines Vaters, um Dich über die „Eusebischen Mythen“ zu befragen, ja selbst Minna, die Köchin bei Schmidts, holt sich während des Sonntagnachmittag-Spazierganges der Familie einen Band von Dir heraus, da sie über die „Kirmse“ eingehende Auskunft erwartet. Daß sie unter „G“ sucht und deshalb nichts finden kann, ist doch nicht Deine Schuld!

Doch nicht nur den Familien Müller und Schmidt, auch den Bevorzugten, die in Dir nicht nur nachschlagen, sondern auch nachgeschlagen werden können, den Gelehrten, bist Du lieb und unentbehrlich. Ihrem Gedächtnis, das ja in neuerer Zeit die Fülle der wissenschaftlichen Details gar nicht mehr zu bewältigen vermag, bist Du eine höchst wertvolle Ergänzung. Der Gelehrte kann ohne Dich gar nicht sein, er braucht Dich schlechterdings jeberzeit. Wie oft hört man nicht im Restaurant einen würdigen Brillenträger ausrufen: „Ist kein Konversations-Lexikon da?“ Daß ein Pissolo hierauf entgegen sollte: „Debaure. Was möchten denn gern wissen, Herr Professor?“ ist ein „fliegender Blätter“-Witz, ein guter meinetwegen, aber in der Wirklichkeit wohl bezüglich des Pissolos, aber nicht des Restaurants glaublich, da ein jedes bessere Restaurant heutzutage, wenn nicht den „Großen“, so doch den „Kleinen Meyer“ besitzt. So tief wurzelnd ist das Gefühl Deiner Zuverlässigkeit, daß jener Organist auf die Frage des Professors: „Was wissen wir von der Entstehung der Welt?“ sehr wohl unwillkürlich antwortete konnte: „Einen Moment, Herr Professor. Ich werde gleich mal im „Meyer“ nachsehen!“

Sehr beliebt ist es, Dich zur Entscheidung von Beiden anzurufen, denn Dein Wort gilt längst als unanfechtbar und ausschlaggebend. Freilich ermöglicht es deshalb auch den Mißbrauch. So entfinne ich mich an unserer nächsten Tafelrunde im „Schwan“ eines gewissen Kippentals, der, wenn irgend ein Meinungsstreit entstand, still das Zimmer zu verlassen und im Leseaal Dich zu befragen pflegte, um dann, ebenso still zurückgekehrt, eine Wette anzubieten und — natürlich zu gewinnen. Wir kamen jedoch schließlich hinter den Trick, fingierten einen Streit über ein bestimmtes Wort und der still Hinausgehende fand in dem betreffenden Bande einen Zettel mit der Aufschrift: „Guten Abend, Herr Kippental!“ — was ihn für immer kurierte.

Was aber wäre nun gar der Schriftsteller, der Dichter, dem alles Wissen nur Material für sein Schaffen ist, ohne dich? Du bist ihm in ganz eigentlichem Sinne ein lieber, kostbarer Gesellschaftler, mit dem er oft und gern Zwiegespräche hält. Wie die Biene aus der Blume, saugt er den süßlichen Honig aus dir! Schüchtern sieht er wohl auch einmal nach, ob du seinen Namen für wert gehalten, in deine Sammlung mit aufzunehmen und, o der Wonne, wenn er ihn entdeckt. Findet er ihn aber nicht, nun, so tröstet er sich mit der „nächsten Auflage“, wo sein Stern bereits leuchtender aufgegangen sein wird und von dir nicht gut mehr ignoriert werden kann. Und er täuscht sich nicht, denn wie würdest du wohl bei deiner Gewissenhaftigkeit und Umsicht gerade auf dem Gebiete der Dichtkunst diese Eigenschaften nicht bewahren wollen? Nein, du nimmst dich auch der Sterne „kleinster Größe“ an, wenn sie durch irgend etwas, sei es auch nur eine Farbnuance ihres Lichtes, das Interesse der Allgemeinheit zu erregen vermocht haben. Aber freilich:

Stehst du im „Meyer“, lieber Sohn, bist du deshalb berühmt nicht schon. Berühmt erst darfst du nennen dich, wenn man, drin suchend emsiglich und dich nicht findend, ruft empört: „Wie, fehlt im „Meyer“? — Unerhört!“

Doch dies ist eine „poetische Fiktion“. In Wirklichkeit kann dir solche Vergeßlichkeit niemals passieren. Der freundliche Leser aber, der gleich mir, seinen Namen in den Spalten nicht findet, ohne daß — was das schlimmste ist! — irgendwer dies fehlen für „unerhört“ erklärte, er fahre nur fort, seine Sache so gut wie möglich zu machen, wer weiß, so gelangt er vielleicht doch noch in den „Großen Meyer“.

Georg Büttcher.